

Lübbeder Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübbeder Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis, einschließlich der Unterhaltungsbeilage „Die Neue Welt“, vierteljährlich 2.00 RM., monatlich 70 Pf.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Zürich Nr. 22.

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgehaltene Zeile oder deren Raum 20 Pf., Verlagsanträge, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pf., unwürdige Anzeigen 30 Pf. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, spätere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 49.

Montag, den 28. Februar 1916.

23. Jahrg.

Staatsmonopole oder neue Steuern?

II.
Tatsächlich hat denn auch in den früheren Fällen, z. B. bei der Beratung des Kali- und Petroleummonopols, die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ihre Zustimmung oder Ablehnung zum Monopolvorschlag nicht davon abhängig gemacht, daß der Staat mit dem Monopol keine fiskalischen Zwecke verfolge, auch nicht, daß er keinerlei Preiserhöhungen vornehme, sondern es war die Eigenart der betreffenden Monopolentwürfe entscheidend. So wurden z. B. im März 1912 bei der Beratung des Kaligehaltes in der Fraktion hauptsächlich folgende Vorbedingungen für die Zustimmung zur Verstaatlichung gestellt:

Die Erwerbung der bestehenden Betriebe erfolgt auf Grundlage der tatsächlichen Anlagekosten.

Die Monopolleitung geschieht unter Mitwirkung eines Beirats, der teils vom Bundesrat, teils vom Reichstag, teils von den in den Monopolbetrieben beschäftigten Arbeitern und Beamten erwählt wird.

Keine Schmälerung und Koalitionsfreiheit.

Gültigkeit aller Arbeiterkategoriegesetze.

Bestimmung der Arbeitszeit auf acht Stunden.

Wahl von Arbeiterausschüssen, die zusammen mit der Betriebsleitung die Löhne auf Grund von Mindestsätzen zu vereinbaren haben unter Genehmigung des Reichstags.

Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß für die Zustimmung zu Monopolen anderer Art wieder genau dieselben Bedingungen maßgebend sein müssen. Es kommen je nach der Besonderheit der Monopole die verschiedenartigsten Kräfte und Garantien in Betracht, z. B. wie die Erwerbung erfolgen soll, welche Entschädigungen gewährt werden, wie viele Arbeiter voraussichtlich entlassen werden müssen, wieviel die in der Arbeit Verbleibenden sich künftig besser stellen werden, welche hygienischen Maßregeln angetrieben werden usw.

Selbstverständlich spielt auch die zur Durchführung erforderliche Summe, ihre Beschaffung (z. B. durch Anleihen), der Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsgeschehen, der Umfang des nötigen Beamtenapparates usw. eine Rolle.

Die Einführung eines staatlichen Versicherungsmonopols (vielleicht zunächst nur für Feuer- und Lebensversicherung) oder eines Kohlenmonopols würde sich z. B. technisch weit leichter durchführen lassen als ein Tabakmonopol, einen geringeren Verwaltungsapparat erfordern, weniger Arbeitskräfte freisetzen und zudem schon bei sehr mäßigen Preissteigerungen größere Erträge abwerfen.

Vor allem ist der Kohlenbergbau (in gewissem Sinne der ganze Bergbau) infolge seiner technischen Entwicklung und seiner Konzentration längst reif zur Verstaatlichung, brauchen doch in diesem Fall die bestehenden Privatmonopole, wie das Rheinisch-westfälische Kohlenamt und die Oberschlesische Kohlenkonvention, nur in staatliche Syndikate umgewandelt zu werden. Im Falle einer Verstaatlichung des Kohlenbergbaues wäre also zunächst gar nicht nötig, alle einzelnen Grubenbetriebe anzukaufen oder zu enteignen und zu diesem Zweck ein riesiges Kapital zu beschaffen, dessen Ausbringung nach dem Kriege auf allergrößte Schwierigkeiten stoßen würde. Es würde vielmehr genügen, wenn sich der Staat das Recht des Abbaues der im Privatbesitz befindlichen, noch nicht in Angriff genommenen Kohlenfelder gegen eine mäßige ratenweise zu entrichtende Abfindungssumme vorbehielt, alle bereits in Betrieb befindlichen Bergwerke aber zu einem oder mehreren Zwangssyndikaten vereinigt, die unter staatlicher Kontrolle ständen und in denen der Staat die entscheidende Stimme über Ausdehnung und Einschränkung der Förderung, Festsetzung der Preise usw. hätte. Alle von den zum Syndikat gehörenden Zechen produzierten Kohlen (auch Koks und Nebenprodukte) werden jedoch nicht vom Syndikat selbst vertrieben, sondern von diesem dem Staat bzw. den von diesem errichteten staatlichen Vertriebsämtern oder Vertriebsgesellschaften ausgeliefert, die den weiteren Vertrieb an die Groß- und Kleinkonsumenten zu besorgen hätten. Für diese dem Staat gelieferten Kohlenmengen bezahlte er dem Syndikat Preise, die den Zechenbetrieben eine mäßige Rentabilität sichern und nach den Durchschnittspreisen der letzten zehn oder fünfzehn Jahre berechnet werden. Das Syndikat hat dann von dieser Gesamtsumme den einzelnen Zechenbetrieben den auf sie entfallenden Anteil zuzuführen; es fungiert also zugleich als Abrechnungsinstitut. Die staatlichen Zechenbetriebe werden ebenfalls dem Syndikat angegliedert, aber mit dem Vorrecht, daß sie gewisse Fördermengen direkt an bestimmte staatliche Betriebe, z. B. an die Eisenbahnverwaltung unter Umgehung der staatlichen Vertriebsämter abgeben dürfen. Auch wo Zechenbetriebe mit Hochöfen, Stahl- und Walzwerken verbunden sind, mögen diese die von ihnen benötigten Kohlenmengen direkt von den mit ihnen verbundenen Zechen beziehen, natürlich nur gegen Zahlung eines Zuschlagspreises an das Syndikat, der ungefähr der Differenz zwischen dem Preise entspricht, zu dem die staatlichen Vertriebsämter die Kohlen erhalten, und dem Preise, zu dem sie diese wieder an Häfenwerke abgeben.

Der Staat würde also nicht den ganzen, bisher den Zechenbesitzern zugefallenen Unternehmergewinn erhalten, sondern nur einen Teil desselben. Ein anderer Teil würde den Zechenbesitzern verbleiben, dafür aber hätte der Staat auch nicht die großen Kapitalien aufzubringen, die zur Abfindung der Zechenbesitzer nötig wären; er brauchte für diese Kapitalien, die nach dem Kriege, wenn überhaupt, nur durch hochverzinsliche Anleihen zu beschaffen wären, nicht alljährlich die Zinsen zu bezahlen, und er brauchte ferner nicht einen gewaltigen Verwaltungsapparat. Uebrigens ließe sich mit solcher staatlicher Monopolisierung der Kohlenverjorgung zugleich auch eine allmähliche Enteignung oder Abfindung der jetzigen Kohlengrubenbesitzer durchführen. So könnte beispielsweise zugleich auf der Grundlage der von den einzelnen Gruben in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren erzielten Gewinne und der gegebenen Leistungsfähigkeit der Kapitalwert der Zechen, festgesetzt und ein gewisser Prozentsatz der ihnen vom Staat gezahlten Kohlenpreise als Rateneinzahlung auf die betreffende Abfindungssumme verrechnet werden, so daß nach Ablauf einer längeren Periode, vielleicht nach vierzig, fünfzig, sechzig Jahren, entweder der Grubenbesitz ohne weiteres oder gegen Auszahlung des noch verbliebenen Restes der Abfindungssumme in den vollen Besitz des Staates übergeht.

Trotzdem der Staat in solchem Fall nur einen Teil des Unternehmergewinnes erhielte, würde dennoch dadurch eine recht beträchtliche Summe in die Reichskasse fließen, denn der Kohlenbergbau hat in den letzten Jahrzehnten recht hohe Profite abgeworfen, und es bestehen die allerbesten Aussichten, daß er nach dem Kriege noch weit höhere Gewinne abwerfen wird. Zudem aber würde ja bei einem derartigen Monopol dem Staat der bislang im Kohlenhandel erzielte beträchtliche Handelsprofit zufallen.

Aber würde der Staat nicht bald dazu kommen, die Kohlenpreise zu erhöhen, um höhere Staatseinnahmen zu erhalten? Ich muß ausdrücklich gestehen, daß ich solche Preis-heraussetzung nicht nur für möglich, sondern für sehr wahrscheinlich halte — nur bin ich der Ueberzeugung, daß wir in den kommenden Jahren ohnehin, auch wenn kein staatliches Monopol zustande kommt, mit einer beträchtlichen Preissteigerung auf dem Kohlenmarkt rechnen müssen. Ueberall, abgesehen von Deutschland und England, herrscht in Europa Kohlenmangel, und selbst in diesen beiden Ländern sind die Preise gestiegen, in England noch mehr als in Deutschland. So daß tatsächlich heute Deutschland für verschiedene Kohlenkategorien die niedrigsten Preise in Europa hat. Diese hohen Preise in den verschiedenen Ländern werden zwar nach dem Kriege fallen, aber es ist ganz aussichtslos, daß sie auf ihren Stand vor dem Kriege zurücksinken. Die Vorräte sind überall knapp, daß die Nachfrage nach dem Kriege die Preise auf bisher ungewöhnlicher Höhe halten wird, besonders, wenn erst die heute vielfach brachliegende industrielle Tätigkeit überall wieder einsetzt. Und zwar handelt es sich nicht um eine bald wieder abflauende, sondern um eine im ganzen aufwärts gerichtete Preisbewegung, mag auch diese im weiteren Verlauf durch kurze Abflauungszeiten unterbrochen

werden. Je mehr die Industrialisierung Europas steigt, desto mehr wird sich auch der Kohlenbedarf steigern; die vorhandenen Produktionsmöglichkeiten vermögen aber damit, falls nicht ganz neue technische Umwälzungen erfolgen, kaum Schritt zu halten. Die wirtschaftliche Entwicklung hat bereits dahin geführt, daß es heute in Europa nur noch zwei Länder gibt, die mehr Steinkohlen erzeugen, als sie für ihren eigenen Bedarf gebrauchen: Deutschland und England. Belgien, das noch vor wenigen Jahren seinen Bedarf an Kohlen selbst zu decken vermochte, ist bereits vor dem Kriege zum Kohlenimportland geworden. Frankreich produzierte in den letzten Jahren nur noch knapp zwei Drittel seines Bedarfs selbst. Oesterreich-Ungarn und Spanien decken ihren Bedarf an Steinkohlen nur ungefähr zur Hälfte aus ihrem eigenen Kohlenbergbau, Italien förderte gar nur ein Fünftel seines Bedarfs selbst. Und nicht anders steht es mit der Schweiz, den Niederlanden und den skandinavischen Ländern. Holland erzeugte z. B. in den letzten Jahren noch nicht ein Siebtel, Schweden noch nicht ein Dreifünftel seines Kohlenverbrauches.

Stiegen werden also die Kohlenpreise in jedem Fall mit oder ohne Monopol, der Unterchied ist nur, daß die Profit- und Vermögenssteigerung in dem einen Fall in die Tasche der Zechenbesitzer fließt, im anderen Fall in die Reichskasse für Deckung künftiger Ausgaben. Was darüber stehen ist, braucht nicht erst lang und breit auseinanderzusetzen zu werden. Zudem aber sind an niedrigen Kohlenpreisen nicht nur die Arbeiter, sondern der ganze Mittelstand, fast die ganze Industrie interessiert und eine allzu erhebliche Vertiefung dieses Interesses würde sofort in allen Kreisen eine starke Gegenbewegung hervorrufen.

Außerdem bietet das Kohlenmonopol vor anderen Monopolen viele Vorteile. Eine Verminderung der Arbeiterzahl ist z. B. bei der Durchführung eines solchen Monopols völlig ausgeschlossen, während durch das Tabakmonopol zweifellos ein großer Teil der Tabakarbeiter und Kleinhandwerker seine wirtschaftliche Existenz verlieren würde. Zudem aber müßte der Reichstag selbstverständlich einen gewissen Einfluß, vielleicht durch Erwählung eines der Monopolverwaltung zur Seite stehenden Beirats oder Prüfungsausschusses, auf die Kohlenpreise erhalten.

Darum aber, welche Monopole und welche Steuern im Interesse der Arbeiterklasse vorzuziehen sind, handelt es sich heute nicht mehr um die bloße Frage, ob man überhaupt Monopole oder Steuern wollen sollte. Solche Frage ist unter den gegebenen Verhältnissen ganz zwecklos. Sicherlich, die sozialdemokratische Fraktion kann erklären, wir wollen überhaupt keine Steuern oder Monopole, höchstensfalls eine Reichsvermögens- oder Reichssteuer. Aber es wäre mehr als naiv zu glauben, daß man deshalb die Einführung von Monopolen einfach unterbleibe. Der Erfolg würde lediglich sein, daß die bürgerlichen Parteien solche Monopole einführen, die ihnen nach ihrem Standpunkt aus als die verhältnismäßig günstigsten erscheinen.

Von den Kriegsschauplätzen.

In einem breitköpfigen Keil ragt nunmehr die deutsche Stellung um Verdun in die französische Fortlinie hinein. Die Spitze desselben ist das Fort Domancourt, dessen Rückeroberung die Franzosen am Sonnabend vergeblich versuchten. Das Bestreben der deutschen Heeresleitung ist nun darauf gerichtet, diesen Keil beiderseits zu erweitern, um ihn so den französischen Angriffen gegenüber widerstandsfähiger zu gestalten. Wie der gestrige Tagesbericht meldet, ist dieses Bestreben bisher nicht ohne Erfolg geblieben.

Die Lage um Verdun hat aber überdies eine plötzliche Wendung genommen, die, wenn auch ihre strategische Tragweite noch nicht übersehen werden kann, ohne Zweifel von außerordentlicher Bedeutung ist: Fast die ganze französische Front in der Woivre-Ebene ist unter dem gewaltigen Druck eines deutschen Angriffs zusammengebrochen. In weitem Halbkreis ging seit unserem Vorstoß auf St. Mihiel die Kampffront von Ornes (das bis vor kurzem in französischem Besitz war) südlich der Straße, die nach Etain führt und weiter in nach Osten und Süden ausholender Kurve über Marsailles (das von Deutschen besetzt war) nach Combres, wo unsere Linie auf der berühmten Combreshöhe und damit auf den Maasbergen verankert ist. Es war ein gewaltiger Abbruch von 25 Kilometer Länge und bis zu 10 oder 11 Kilometern Breite,

dessen Grundfläche vom Rand der in der Linie Azannes-Combres nach Südosten ziehenden Maashöhen gebildet wurde und der nun im Begriff ist, zusammenzufallen. Auf dem ganzen Linien von Ornes bis hinüber nach Marsailles ist der feindliche Widerstand in der Woivre-Ebene zusammengebrochen. Der Feind weicht und wird verfolgt. Er wird versuchen, wieder zum Stehen zu kommen — der Höhenrand westlich der Straße Ornes-Chatillon könnte ihm gute Annehmlichkeiten bieten — aber: die deutschen Truppen sind ihm dichtauf!

Ein breiter Abschnitt der feindlichen Front ist zu Wanken gebracht worden. Im Norden, Osten und Südosten von Verdun wird ein mächtvoller Angriff konzentriert vorgetragen. Die Verteidiger der Festung Verdun werden auf ihre festen Werke zurückgeworfen. Eine der stärksten Panzerfesten ist gefallen. Das ist, neben nahezu 15 000 Gefangenen, das Ergebnis von wenigen Kampftagen!

Angesichts dieser Sachlage ist die Presse der Entente in einer unangenehmen Situation. Ihre Haltung ist eine widersprechende. Teilweise betrachten sie die Lage als ernst, wollen aber der Bevölkerung weismachen, daß Verdun eigentlich nur eine Stufe darstellt, deren eventueller Fall nicht von großer militärischer Bedeutung sei. Wenn die Deutschen so weit vorrücken — aber Verdun wird...

Die Kriegsgewinnsteuer,

deren Vorlage nunmehr dem Reichstage zugegangen ist, trifft den Vermögenszuwachs, der in der Zeit vom 1. Januar 1914 bis zum 31. Dezember 1916 entstanden ist...

Der zweite Teil des Gesetzes betrifft die Steuerpflicht der Gesellschaften, und zwar wird hier unterschieden zwischen inländischen und ausländischen Gesellschaften...

„Das Verlangen nach einer ausgiebigen Besteuerung der Kriegsgewinne ist bald nach Ausbruch des Krieges in der Öffentlichkeit erhoben worden...

Sozial steht also fest, daß weitere direkte Steuern nicht zu erwarten sind. Demnach würde also auch die Regierung sich nicht darauf einlassen, den Wehrbeitrag, wie das von den Sozialdemokraten bereits erfolglos beantragt war...

Der Werwolf.

Roman von Willibald Alexis (H. Haring)

4. Fortsetzung.

Was brauche ich's zu schlibern, als die gute Frau ihre vornehmen Gäste erkannte, wie sie mit dem nächsten Knias, die Hände ehrerbietig auf der Brust, sich vor dem Bischof und seinem Begleiter verneigte...

Es war der Bischof Hieronymus von Brandenburg selbst, und Valentin, der Abt von Lühnen, nebst zwei Rittern, die von Wittenberg zurückkehrten, in der Heide sich versprungen hatten...

Nun aber, da sie am prasselnden Kamin einen guten Brant getan, der nach guter Sitte für Reisende dem Abendbrot voranzog...

Krieges lag sein Betrieb still und er entschlöß sich, Granaten herzustellen, wobei er ebenfalls 50 000 Mark verdient hat. Dieser Gewinn ist dann kein Kriegsgewinn und unterliegt der Besteuerung nicht...

Die Kriegslasten und ihre Deckung.

Der fortschrittliche Abgeordnete Gothein hat in dem Schriftchen erscheinen lassen, das sich mit der interessanten Frage beschäftigt, wie die gewaltigen Kriegslasten der kriegführenden Staaten gedeckt werden sollen...

Ueber die Deckung der enormen Kriegskosten in Deutschland stellt Gothein folgende Berechnung an:

„Geht der Krieg im Mai oder Juni zu Ende, wozu leider noch wenig Aussicht ist, so haben wir im Frieden 5 Prozent von 40 Milliarden, d. h. 2 Milliarden an Zinsen und 1/2 Prozent an Tilgung, d. h. 200 Millionen Mark, aufzubringen, wobei die ersparten Zinsen jährlich der Tilgungsquote zuwachsen müßten...

den aufzunehmen müssen, zu einer solchen Schreiten müssen. Im günstigsten Fall werden wir im Reichsetat das Dreifache dessen aufbringen müssen, wie vorher im Frieden.

Zur Deckung dieser gewaltigen Summen empfehle man in erster Linie Reichsmonopole. Doch ist diese Lösung nicht ohne weiteres zu empfehlen. Bei vielen Erwerbszweigen übersteigen die Geschäftskosten des Staatsbetriebes die des Privatbetriebes...

Gothein ist der Auffassung, daß Deutschland in der Lage sei, die finanziellen Kriegslasten zu tragen und allmählich abzubauen. Die Entwicklung des deutschen Exports und der Hochschiffahrt werde günstig sein...

Politische Rundschau.

Deutschland.

Das preussische Abgeordnetenhaus

erledigte am Sonnabend in zweiter Lesung den Etat des Handels- und Gewerbenormalen und nahm hierzu einen konservativen Antrag an, der sich auf die Uebertragung von Meeres- und Marineleistungen an Handwerker und deren Vereinigungen bezieht...

Am Montag und Dienstag finden keine Plenarsitzungen statt; diese Tage sind den Kommissionen reserviert. Am Mittwoch steht in erster Linie die Vorlage über Beihilfen für Kriegsmobilfahrtszwecke auf der Tagesordnung...

Einfuhrverbot entbehrlicher Gegenstände.

Auf Grund einer Bundesratsverordnung hat der Reichsfiskus die Einfuhr der Erzeugnisse der Ziergärtnerei, Mandarinen, Ananas, Kaviar, Schmuckfedern, rohe Marmorblöcke...

„Was haltet Ihr nicht Wolfsjagden, was rütet Ihr sie nicht aus?“, sagte der Bischof. „s ist mir kein Götter in der Seele zuwider.“

„Heilige Jungfrau, das grausliche Gescheh! summi mir noch in den Ohren.“ sagte der Abt.

„Hochwürdiger, darüber denkt man bei uns besonders,“ lachte der lange Ritter fort. „Als ich noch ein Knab war, ritt ich mit dem Vornam in einer kalten Winternacht nach Haus...

„Er schüttelte: „Junter, das hilft uns nichts, die sind schneller als der Wind.“ Nun sah ich nach den Höfen rechts und links: aber wie sollten wir mit unsern schweren Säulen rufen, sie waren steil und glatt vom Frost...

„Ja, ich hab's nicht wieder gesehen, als hute, und tut den Schaden auf, daß mir das Blut erstarre. Nun weiß ich nicht, was ich was angefahren, und mein Kopf unter mir wie Stein. Da sprang vor mir ein entsetzliches Tier, mit einem Sag, daß er mich beim Kopf hätte langem können, aber der alte Knecht hatte schon seine Nüch abgezogen und sprach: „Gück auf die Reiter!“

„Gück auf die Reiter!“ Da guck mich das Anter mit ein Paar Feuerzungen an, ich hab's nicht wieder gesehen, als hute, und tut den Schaden auf, daß mir das Blut erstarre. Nun weiß ich nicht, was ich was angefahren, und mein Kopf unter mir wie Stein...

„Guten Abend, Junter Stüpel!“ Ihr Herren, wenn ihr die dunklen Augen gesehen, unter euch wimmelnd und himmeldick, wie zehntausend Irrlichter: oben die Sterne blinzelten nur schwach. Und als alle vorbei waren, das Gescheh! Es war wie Landerknechte, wenn ihr Obrist vorüberzieht, ihm nachzusehen. Es dauerte eine Weile, ehe das Blut mir wieder in den Adern floss...

„Nun magt ihr schon beten,“ sagte der Knecht, „ich haben mit mehr unferer Witterung.“ „Wie das?“ fragte ich, und da hat er mir's verrannt. Die Köpfe haben mehr Verstand, als mancher Mensch denkt, und wissen, wo Bartel Kopf holt. Wo Salmanns Küchenmeister ist, brechen sie immer ein, sondern wo's die jettehen Jinschühner hat. Darum, hat mir der Knecht gesagt, der ich nun...

freilich tot, und er mag's verantworten, wenn's nicht wahr ist, darum haben die Ritterhöfe bei uns nichts zu fürchten, denn was ist da noch zu suchen, wo's kahl ist!“

„Es geht iso alles, was gut ist, zu den geistlichen Herren.“ „Untern Krummstab ist gut wohnen, sagt der dumme Bauer...

„Das weiß ich nun nicht, sagte der Knecht, aber das weiß ich: wo polster's lustiger, wo liegen die Hennen mehr Eier, wo kommen die Käber gemästet zur Welt, und wo wimmelst's von Gänfen, Enten, Truthühnern, Kapuzinen, als in den Pfarrhöfen, in den Abteien und Stiften. Das wissen nun die Juchie und die Wölfe. Das Vieh ist schlau: wissen tun sie, wo nichts zu holen ist; da wird kein Huhn gestohlen, keinem Kinde ein Finger gekrammt, und warum soll man sie fertigen, wo sie uns nichts tun. Das ist nun der Grund, hab' ich gehört, daß sie bei uns am Fleminging keine Wolfsjagden anstellen; denn nur wer's jadt, kramt sie.“

„Ihr wart wohl damals noch sehr jung, Herr von Fack?“ sagte der Abt.

„Zum Scherzen war's noch nicht angetan,“ sprach aber der Bischof und zog die Frauen zusammen.

„Ja scherzen!“ rief der Ritter, und wer ihn jetzt sah, konnte wirklich nicht an Scherzen denken. Lang und hager, wie er war, richtete er sich am Tische auf um drei Köpfe über die andern, und nahm die Karve vom Haupt, das kahl war. Das Gesicht glühte nicht mehr, vielmehr war's ein leidhaftiger Totenopfer, nur um so jähzähfter, da ein Paar itere Augen groß und geisterhaft aus den tiefen Höhlungen schauten. Und zu dem blaffen Gesicht pochte das vertragene Lederholler, das sich an den mageren Oberleib wie ein Gerippe schmiegte.“

„Ja scherzen! meine hochwürdigen Herren, Schurze mit dem Satan, wer Lust hat zu brennen, aber mit Priestern verkehrt! Ich nicht meine Seligkeit. Es war ja in dem Winter 97, die Elbe und Oder standen wie Mauern: die Wölfe aus Polen kamen bis nach Erfurt. Entinnen meine Herren sich nicht des Priors bräbevor den Benediktinern, der von einem Kindtaufen aus Magdeburg zurückkehrte, er lenkte selbst den Schlitten. In der Nacht nach Magdeburg, er lenkte selbst den Schlitten. In der Nacht nach Magdeburg, er lenkte selbst den Schlitten. In der Nacht nach Magdeburg, er lenkte selbst den Schlitten...“

„Ja scherzen! meine hochwürdigen Herren, Schurze mit dem Satan, wer Lust hat zu brennen, aber mit Priestern verkehrt! Ich nicht meine Seligkeit. Es war ja in dem Winter 97, die Elbe und Oder standen wie Mauern: die Wölfe aus Polen kamen bis nach Erfurt. Entinnen meine Herren sich nicht des Priors bräbevor den Benediktinern, der von einem Kindtaufen aus Magdeburg zurückkehrte, er lenkte selbst den Schlitten. In der Nacht nach Magdeburg, er lenkte selbst den Schlitten. In der Nacht nach Magdeburg, er lenkte selbst den Schlitten...“

„Es war jill geworden; der Bischof wüßte mit dem Scherze über seine Strie.“

(Fortsetzung folgt)

